Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **27 (1945)**

Heft 17

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 27. April 1945 — Erscheint jeden Freitag — 27. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
und des
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postscheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postscheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Ausland-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postscheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Wir sind ihre Schuldner

E. B. Heute sah ich im Garten die erste Eidechse. Lange blieb sie, da ich mich still hielt und auf sie niederblickte, ruhig auf dem warmen Steine, und ihr zarter, schillernd grüner Körper, fein gezeichnet, war Schönheit. Als ich aufblickte, sah ich in die weiße Blütenfülle des Birnbaums, die vor dem dunkeln Blaugrau des Seespiegels wie ein riesiger Feststrauß prangte — Schönheit. Dies alles sieht der Blinde nicht, noch hört der Taube das zarte, frühlingsselige Zwitschern der Vögel, und der Gebrechliche hat nicht die Freiheit, sich seiner Glieder mit der mechanischen Selbstverständlichkeit zu bedienen wie seine gesunden Brüder, und die im Geiste schwach geblieben oder dumpf geworden sind, kennen nicht die Freude am treffenden Ausdruck im Reden und Schreiben, noch haben sie Teil an der Vielfalt geistigen Lebens durch Lesen und Denken.

Daß diese infirmen Schwestern und Brüder sehr zahlreich sind, braucht uns keine Statistik zu beweisen, obwohl es deren viele gibt. Auf dem Gang durch städtische Straßen, beim Wandern durch die Dörfer unserer Heimat im Berg- und Flachland treffen wir sie überall an, und zudem wissen wir um die Tausende von „Unsichtbaren", die in Familien, in Heimen und Anstalten leben. Sie gehören zu uns, weil sie leben. Sie brauchen uns und — in einer viel weniger offenkundigen Bezogenheit — brauchen auch wir sie, die Gebrechlichen. Den Sinn solcher Bezogenheit hat Walter Robert Corti in der Zeitschrift „Du"* folgendermaßen umschrieben:

„... Die Großmäuligkeit jener, die den Menschen an den Staat verrieten, die Person an die Sache, die Liebe an den ‚Dienst', das Gewissen an die Macht, — die hat sich auch an den Wehrlosen vergriffen, deren Dasein uns mehr schenkt, als wir ihnen schenken können. Was nicht taugt, dem Leviathan zu dienen, das soll ausgerottet werden. Wer aber den Wehrlosen schlägt, dem verdorren die Wurzeln der eigenen Ehre. Notzeiten sind große Schulen, in denen dieser Tage werden wir alle geprüft, auch die noch im Windschatten des Schicksals leben. Die Heere der Leidenden sind unübersehbar geworden. Wer die Heimat verlor, wem sie das Kind getötet, den Glauben gebrochen und die letzte heimliche Ehre besudelt, — der steht mit heilen Sinnen vielleicht noch ärmer und ungeübter da, als der Blinde und Taube, den die Leidfülle der Welt um die Breite eines Organes weniger befällt. Das Leiden führt uns zurück in die uralten Ordnungen. Aus dem armen Reichtum wahnhafter Ueberheblichkeit, der Teilhabe an unmenschlichen Zielen und dem billigen Verfall an rauschbringende Parolen müssen wir alle wieder in die reiche Armut der Liebe, der Treue und des lauteren Wortes heimkehren ..."

In die Armut der Liebe heimkehren ... Wer seine Gaben und seine ungebrochene Kraft in den Dienst der Gebrechlichen stellt, wer den Weg eines Gebrechlichen stützt, der weiß um solche „Armut", in der man sich reich fühlen kann. Der Weg ist heute besonders schwer. Wie gut begreifen wir die Fürsorgerin von „Pro Infirmis", die in einem Brief von ihrer Arbeit sagte: „Arbeit ist immer genug vorhanden. Aber ich finde es recht schwer, in der gegenwärtigen Zeit mit dem ganzen Sein ‚dabei zu bleiben'. Oft wirkt die Arbeit fast mehr wie eine Möglichkeit, zu vergessen, was um uns her vorgeht. Dies bedrückt. Aber wir müssen ja andrerseits vergessen, daß so viel gesundes Leben vernichtet, verfehrt oder mißleitet wird, denn sonst könnten wir uns nicht überzeugend für die Erhaltung kranken Lebens einsetzen; es ist oft ein schauerlicher Gegensatz, und doch ist dies unser Tun: das Leben — und jenes Geschehen kommt aus der Verneinung und Mißachtung des Lebens."

In diesen Tagen geht die Kartenspende der

Sammlung „Pro Infirmis"

hinaus und wirbt um Freunde, um Mittel. Denken wir daran, wenn wir dem Werke unseren kleinen Obolus zukommen lassen (und welch hübsche Gegengabe bekommen wir noch dafür), daß unser Geben eine kleine Geste des Dankes für die eigene Bewahrung vor solchem Leide ist. Und nie ist ein Fall „hoffnungslos". Einer, der dies aus eigener, leidvoller Erfahrung weiß, ist für zahllose zum großen Beispiel geworden: Präsident Roosevelt, in unzähligen Bildern bei uns bekannt als der breitgebaute, große Mann mit den lachenden und leuchtenden Augen, mit dem Antlitz, das Geist, Güte und Kraft ausstrahlte, war gelähmt. In der Blüte der Jahre, als junger Familienvater, im Beginn einer vielversprechenden politischen Karriere ist er an Kinderlähmung erkrankt und wurde für Jahre an Bett und Rollstuhl gefesselt. „Durch den Willen und die nie erlahmende Ausdauer versuchte er, sein Gebrechen selbst zu vergessen und vergessen zu machen. Dieser außerordentliche Mensch war wirklich der Besieger seiner Krankheit. Seine Gattin unterstützte ihn in einer Art, die Bewunderung verdiente", so schildert die Neuenburgerin Mlle Thiel, die damals Jahre lang als Erzieherin der jungen Söhne Roosevelts in dessen Familie lebte, ihre Eindrücke. Präsident Roosevelt ist der große Protektor der an Kinderlähmung Leidenden in USA. geworden und fand trotz der Bürde seines hohen Amtes noch Zeit, an dem vom Ehepaar Roosevelt ihnen gestifteten Kurort durch persönlichen Kontakt den Kranken Mut zu machen.

Es ist gänzlich unfruchtbar, in Furcht und Schrecken über die entsetzlichen Zerstörungen in Europa die Hände resigniert in den Schoß zu legen. Gegen die Zerstörung alle aufbauenden Kräfte zu mobilisieren, das ist die einzige Möglichkeit, sie zu überwinden. Die Hilfe für die Gebrechlichen ist ein kleiner Ausschnitt aus der großen Aufbauarbeit.

* Das geistvoll geschriebene und mit Bildmaterial wunderbar ausgestattete Märzheft 1944 der Zeitschrift „DU" ist dem Fragenkreis um die Infirmen gewidmet. Es kann zu Fr. 2.50 noch beim Verlag Conzett & Huber, Zürich, Werdgartenstr. 29, bezogen werden.

Steuern, Steuern ...

Wo man geht und steht, hört man dieses Wort. Der eine jammert, der andere schimpft, der Dritte ist resigniert. Manche plagen sich selber mit ihren Steuererklärungen ab, während andere, um sich Mühe und Aerger zu sparen, diese Arbeit einem Steuerbüro oder einer Bank übertragen. Jedermann diskutiert diese Fragen und erörtert die Notwendigkeit, aber auch die Unerwünschtheit der neuen Steuern. Ist es da wirklich nötig, daß auch im „Frauenblatt" darüber geschrieben wird? Gerade ja, meine ich, denn man hört so viele falsche Ansichten, daß es notwendig scheint, die wichtigsten Punkte kurz und sachlich darzustellen. Die weiteren Fragen über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Steuern, über die Notwendigkeit von Steuererleichterungen, über die Grenzen der Steuerbelastung, deren Ueberschreiten große Nachteile in wirtschaftlicher Hinsicht haben kann usf., sollen in einem späteren Artikel erläutert werden.

Unterscheiden müssen wir zwischen kantonalen und eidgenössischen Steuern, wobei im allgemeinen der Grundsatz gilt, daß den Kantonen die direkten, dem Bunde die indirekten Steuern zukommen. Dementsprechend werden nach fast allen kantonalen Gesetzen Steuern auf dem Einkommen und dem Vermögen erhoben. Zum Vermögen wird in der Regel alles gerechnet, was der Steuerpflichtige an Wertpapieren, Liegenschaften, Geschäfts- und Erbschaftsanteilen usw. besitzt. Beim Einkommen erfassen die einen Gesetze nur das eigentliche Arbeitseinkommen, während die andern auch den Vermögensertrag als Einkommen besteuern. — Meist erheben die Gemeinden ihre Steuern in einem bestimmten prozentualen Verhältnis zur Kantonssteuer, wozu dann noch Zuschläge für Armen-, Kirchen-, Feuerwehrsteuer usw. kommen.

Wie erwähnt, standen dem Bunde ursprünglich nur die indirekten Steuern zu, wie Zölle, Couponssteuer. Zu dieser Kategorie gehören jetzt auch die Umsatz- und Luxussteuer. Haben dieselben zuerst auch einen Sturm von Entrüstung geworden, und wir regen uns darüber nicht mehr hervorgerufen, so sind sie uns nun ganz geläufig auf. Gewiß, für schmale Geldbörsen spielen die zwei oder vier Prozent eine Rolle; für die andern aber fällt der kleine Betrag kaum in Betracht, während dem Bunde doch ansehnliche Einkünfte daraus zufließen.

Nun sind aber die Aufgaben der Eidgenossenschaft durch Krieg, Mobilisation und alles, was damit zusammenhängt, so groß geworden, daß diese indirekten Steuerquellen nicht mehr ausreichen und der Bund deshalb dazu übergegangen ist, auch direkte Steuern zu erheben, wie er dies bereits früher mit Kriegssteuer und Krisenabgabe getan hat. Diese direkte Bundessteuer ist die Wehrsteuer. Sie wird einmal auf dem Einkommen erhoben, und zwar gehört dazu alles, was der Steuerpflichtige an Arbeit aller Art, an Gratifikationen und Tantiemen, an Vermögenserträgnissen, Einkünften aus Erbschaften und Geschäftsanteilen usf. erhält. Von diesem Jahre ab dienen einfach alle diese Einkünfte als Grundlage für die Steuer. Vorher bestand ein Unterschied: Wertpapiererträgnisse wurden direkt bei der Einlösung der Coupons „an der Quelle" besteuert, indem der Couponbetrag einheitlich um 5 Prozent gekürzt wurde; alle andern Einkünfte bildeten die Grundlage für den übrigen Teil der Wehrsteuer auf dem Einkommen. Die sog. „Quellensteuer" war also nicht, wie vielfach irrtümlicherweise angenommen wurde, eine spezielle Steuer, sondern sie war ein Teil der Wehrsteuer, der an der Quelle erhoben wurde. Doch dies ist nun überholt.

In zweiter Linie besteht auch die Wehrsteuer auf dem Vermögen, doch tritt diese vorläufig in den Hintergrund, weil sie nämlich während der nächsten drei Jahre, solange wir das Wehropfer zahlen müssen, nicht erhoben wird. Das Wehropfer ist nun eigentlich keine richtige Steuer, sondern, wie der Name sagt, ein Opfer, eine Vermögensabgabe. Viele trifft sie sehr schmerzlich, die kleinen Vermögen ohnehin, aber auch die großen, welche beträchtliche Summen abgeben müssen. Zudem kommt der etwas bittere Beigeschmack, daß das Wehropfer, als es das erste Mal erhoben wurde, unbedingt als einmalig erklärt wurde. Und nun kommen dieselben Behörden und verlangen das Opfer nochmals. Wer wußte aber damals, wie lange der Krieg dauern und welche finanziellen Verpflichtungen er unserem Staate auferlegen würde? Und müssen wir im Grunde nicht zufrieden und dankbar sein, wenn es für uns bei diesem kleinen Opfer bleibt, während andere alles verlieren? So müssen wir uns eben in das Unvermeidliche schicken und das Wehropfer gern oder ungern zahlen. Das zweite Wehropfer bringt aber gewisse Erleichterungen dergestalt, daß bei kleinen Einkommen bedeutend höhere Beträge steuerfrei sind als bei der ersten Abgabe. Die Zahlung verteilt sich wieder auf drei Jahre.

Leider sind die Geldbedürfnisse unseres Staates aber auch damit noch nicht befriedigt, und er hat sich eine weitere Steuer ausgedacht, die Verrechnungssteuer. Ueber keine Steuer bestehen so viele falsche Ansichten, keine andere Steuerart wurde so viel diskutiert und als zwecklos erklärt. Worin besteht eigentlich diese Steuer? Was hat der Staat von Einkünften, die er doch gleichsam wieder herausgeben muß? Die Verrechnungssteuer wird auf den Zinsen von Wertpapieren, Spar- und Einlagehesten, Bankguthaben erhoben, auch wieder an der Quelle, indem wiederum vom Zinsbetreffnis die Steuer gleich in Abzug gebracht wird. Im folgenden Jahre können dann diese vorausbezahlten Beträge mit den kantonalen Steuern verrechnet werden, und wir alle, sofern wir Wertpapiere besitzen, haben ja mit unserer Wehrsteuererklärung das Wertpapierverzeichnis und den Verrechnungsantrag ausfüllen müssen. Würden nun alle Eingänge aus der Verrechnungssteuer auf diese Weise wieder bezogen, so bliebe dem Staate nur die Arbeit, und diejenigen, welche die Steuer als unnütz bezeichnen, hätten Recht. Der Bund rechnet aber damit, daß ihm aus zwei Gründen größere Beträge bleiben, für welche der Verrechnungsanspruch nicht gestellt werden kann. Einmal liegen in der Schweiz bei den Banken viele Depots von Personen, die irgendwo im Auslande wohnen, hier also nicht steuerpflichtig sind und deshalb keine Verrechnung beanspruchen können. Diese Depots genießen

Roman von Andrée

Deutsche Bearbeitung: A. Guggenheim

Abdruckrecht Schweizer Feuilleton-Dienst

Vorgeschichte: Marcelle war aus der Stadt in die Berge geflohen, um sich innerlich von ihrem Freunde lösen zu können. Kaum aber hat sie sich bei den Bauern etwas eingewöhnt und Freude an der Arbeit und an Julien Lanet erhalten, als sie von einem Brief ihres Freundes überrascht wird, der sie auf einem Umweg in ihrem Schlupfwinkel zu erreichen weiß.

3. Fortsetzung:

Nein, auf keinen Fall durfte sie ihn einer Antwort würdigen. Daß er nach ihr verlangte, daß er um sie litt — was kümmerte es sie? Nur das eine erhoffte sie: von der alten Geschichte da nichts mehr hören zu müssen, unbehelligt ihrer Wege gehen zu dürfen. Verlangte sie denn etwas Unbilliges?

Nach und nach der zigte sie sich, blickte nachdenklich auf den Brief, der ihr so weh getan hatte. Und plötzlich knüllte sie ihn zusammen, um ihn in einer letzten Wallung des Zornes in die Ecke zu werfen.

Sie legte sich wieder aufs Bett. Müde, erschöpft, zerschlagen, schlummerte sie ein.

Sie erwachte, als der Abend bereits hereindämmerte, wie benommen von dem bleiernen Schlafe. Der erste Gedanke war: den Brief verbrennen. Noch immer lag der kleine Knäuel in der Ecke.

Rasch mit dem Kamm durch die Haare; ein wenig Puder, um jede Spur von Tränen zu vermischen, und hinunter. Höchste Zeit. Die Männer mußten bald vom Feld zurückkommen.

Aus einer Ritze in der Herdplatte, in der dämmrigen Küche, drang der Schein lodernden Feuers, und im Topfe, der mit Kartoffeln bis zum Rande gefüllt war, brodelte das Wasser. Marcelle hob das schwere Gefäß empor und warf das Papierkügelchen durch das glühende Loch in die Flammen; sie beachtete, wie es sich krümmte und langsam auseinanderblätterte.

Der Abend zerrann in stiller Ereignislosigkeit. Draußen, auf der an der Vorderseite des Hauses angelehnten, roh gezimmerten Bank, saßen sich nach dem Abendessen Juliens Vater und zwei oder drei der Knechte zu einer kurzen Feierabendrast nieder, rauchten ihr Pfeifchen — der einzige Luxus, an dem sich der genügsame Bergler labt — und saßen da, stumm in die Nacht hinausblickend, die sich friedvoll niedersenkte.

Gegen den lichteren Grund des nächtlichen Himmels hoben sich die gezackten Umrisse der Berge ab.

Nacheinander begaben sich die Knechte zur Ruhe. Zuletzt blieb Marcelle allein mit Vater Lancy; sie schaute in tiefes Sinnen verloren, zu den Gipfeln hinauf, bis sie ins Dunkel versanken.

Endlich erhob sich mühsam auch der Alte von der Bank, und Marcelle folgte ihm ins Haus. Sie stieg langsam zur Kammer hinauf, müde und abgespannt, hörte noch Laure, die älteste der Töchter, heraufkommen, und Julien unten bei geöffneten Fenstern mit dem Besen die Stube fegen, Stühle und Bänke zurechtrücken.

Bald verstummte auch dieses letzte Geräusch.

Marcelle lehnte sich zum Fenster hinaus. Pechschwarz war die Nacht. Nur im Norden zog ein etwas hellerer Schein ihren Blick an. Vom Tale her wehte eine erfrischende Brise, die ihr die Wangen kühlte. Sachte glommen die Sterne auf, gleichsam als ob sie einander zublinzelten, und von den Hängen her tönten die bauchigen Kuhglocken, deren anheimelnder Klang im nächtlichen Schweigen die Gegenwart lebender Wesen kundgab.

Da — ein Schritt knirschte auf dem Wege. Jemand, der möglichst leise auftrat, der es eilig hatte.

Sie beugte sich hinaus und sah Julien. Vom Kirchturm schlug es elf. Spät kam der nach Hause ...! Sie entsann sich jetzt, daß er nicht mit den andern auf der Bank vor dem Hause gesessen hatte, und nachträglich erst fiel ihr seine Abwesenheit auf. Ob er wohl im Dorf drüben gewesen war, um mit „seiner" Louise zu schäkern, Zärtlichkeiten zu tauschen? Wie sonderbar, daß sie ein Gefühl der Unzufriedenheit bei dieser Vorstellung empfand! Was kümmerte es sie, wie Julien seine Zeit verbrachte?

Der Schlüssel, den er aus dem Versteck hinter dem altersbraunen Balken hervorzog, drehte sich knirschend im Schloß, die Tür knarrte in den Angeln, und von neuem schnappte die Falle. Endgültig legte sich die große Stille über das Haus.

Wohlig in ihrem Bett ausgestreckt, harrte Marcelle auf den Schlaf, dachte eine Weile über Julien nach, über seine Louise, und dann noch flüchtig und unklar über Maurice ...

III.

Vierzehn Tage waren vergangen, seitdem Marcelle durch jenen Brief aufgerüttelt worden war, vierzehn heiße, trockene Tage, für die Bergbauern ausgefüllt mit nie abreißender, harter Arbeit, und nichts hatte den naturbedingten Ablauf der Dinge unterbrochen. In unverrückbarer Folge reihten sich das Aufstehen im Morgengrauen, die Arbeit auf dem Felde, die karge Mahlzeitpause, und die nächtlichen Ruhestunden aneinander.

*

Eines Abends saßen wieder einige der Hausgenossen auf der Bank vor dem Hause und schauten schweigsam in die herabsinkende Nacht hinaus. Nach einer Weile gingen sie zur Ruhe, und wie gewohnt blieb Marcelle fast bis zuletzt. Mit einemmal bemerkte sie, daß nur Julien neben ihr sitzen geblieben war.

Sie fragte sich, weshalb wohl Julien heute Abend nicht hinübergegangen war. Und staunte: wie kam sie dazu, sich diese Frage zu stellen? Was konnte es sie wohl interessieren, ob Julien ins Dorf ging oder nicht?

Und wie kam es, daß sich in ihr sogar so etwas wie Freude regte? Freude darüber, daß er nicht hinübergegangen war zu seiner Louise und jetzt mit ihr, Marcelle, auf der Bank vor dem Hause saß. Zufall oder Absicht? Nur Julien selber hätte darüber Auskunft geben können.

Beide verharrten sie in tiefem Schweigen.

Nach einer Weile fragte sie ihn naiv:

„Sie sind heute nicht ins Dorf gegangen?"

aber den Schutz unseres Landes, und da ist es gar nicht so unbillig, wenn sie auf diese Weise auch besteuert werden. Die zweite Kategorie, welche den Verrechnungsanspruch nicht geltend machen kann, sind die Steuerhinzieher; denn würden sie den Anspruch erheben, so würden sie sich ja gleichzeitig verraten. Sie haben sich also zu entscheiden: hinterziehen oder den Verrechnungsanspruch stellen. Um ihnen die Wahl zu erleichtern, ist die Verrechnungssteuer von 15 auf 25 Prozent erhöht worden, weil sich nämlich bei 15 Prozent das Hinterziehen noch lohnte, während man jetzt keinen Profit mehr hat.

Um aber denjenigen, welche jetzt gerne richtig versteuern wollten, wegen der Nach- und Strafsteuern dies aber nicht zu tun wagen, eine Chance zu geben, hat der Staat eine allgemeine Steueramnestie erlassen, d. h. wer jetzt bei der Steuereinschätzung für Wehrsteuer und Wehropfer Einkommen und Vermögen richtig und vollständig angab, der muß selbstverständlich künftig auch die kantonalen Steuern in vollem Umfang bezahlen, er hat aber keine Nach- und Strafsteuern zu riskieren. So viel sich bis jetzt feststellen läßt, wurde diese Amnestie stark benützt. — Mit dem Steuerhinterziehen ist es eine eigene Sache, und mancher, der sonst durchaus ehrlich ist und niemanden um einen Rappen schädigen würde, macht sich ein Vergnügen daraus, den Staat zu übervorteilen. Ehrlich versteuern aber hat große Vorteile: Man hat ein gutes Gewissen und muß sich nicht besinnen, wie und wo man die Dinge verstecken könnte; man nützt auch seinen Mitmenschen, indem die Steuersätze unter Umständen niedriger sein können und nicht die Ehrlichen für die Hinterzieher zahlen müssen; man hilft endlich auch dem Staat bei seinen großen Aufgaben. Und der Staat ist ja nicht eine feindliche Macht, die uns gegenübersteht, sondern der Staat sind wir alle miteinander. Zu diesem Staate gehören auch wir Frauen, wenn es uns auch gerade bei den Steuerfragen wieder einmal mehr zum Bewußtsein kommt, daß wir wie die Männer die Steuern zahlen müssen, aber weder beim Zustandekommen der Steuergesetze noch bei der Verwendung der Steuergelder mitreden können. — Es ist sehr zu hoffen, daß die Amnestie ihren Zweck voll erfüllt. Wenn dann dem Bunde auch große Beträge aus der Verrechnungssteuer entgehen, so fallen ihm anderseits die Steuergelder zu. Und vor allem: die Steuermoral, die ja einen Teil der ethischen Haltung unseres Volkes bedeutet, ist besser geworden.

Dr. Elisabeth Nägeli.

Einkäuferin — ein Beruf für weibliche Talente

(I. M.) Daß Verkäuferin ein verbreiteter Frauenberuf ist, wissen wir. Daß aber Einkäuferin — besonders in der Textilbranche — ebenfalls ein Frauenberuf ist, wenn auch weniger verbreitet, ist für viele Frauen eine Ueberraschung.

Wer wird Einkäuferin? Was gibt es da einzukaufen? Wie wird eingekauft? Die Einkäuferin einer bedeutenden Firma hatte die Freundlichkeit, uns zu diesen Fragen ein wenig Red' und Antwort zu stehen.

„Wer einmal Stoffe einkaufen möchte, muß bei deren Verkauf anfangen. Es gilt das Gefühl zu bekommen, was die Kundschaft will. Gewiß, auch dafür, was die einzelnen, gewissermaßen privaten Kundinnen suchen, vor allem aber, was die Schneiderinnen, welche für ihre Klientinnen einkaufen, und die großen Couturehäuser wünschen. Denn diese beeinflussen auch den Maßstab der anderen. Wird dann eine Verkäuferin, welche die Fähigkeit besitzt, die Wünsche ihrer Kundschaft mit den Fingerspitzen zu erfühlen, immer mehr beim Einkauf zugezogen, so kann sie sich zur Einkäuferin entwickeln. Damit wird sie zu einer Art Bevollmächtigten ihrer Kundschaft. Zwar nicht zur Wahrung von deren Interessen, wohl aber zur Wahrung von deren Geschmack und modischen Tendenzen."

„Nein, nein! Weder immer noch überall hat es Einkäuferinnen gegeben. Es mag so an die vierzig Jahre her sein, als in Paris und Lyon die ersten erschienen. Berlinerinnen, Skandinavierinnen, insbesondere Schwedinnen."

„Wie der Einkauf vor sich geht? Ja, das ist ganz verschieden. Oft wird man von den Vertretern der Fabrikanten aufgesucht, meist aber geht man selber hin. Da wird man in einen kleinen Raum geführt und betrachtet nun — keine Stoffe. Selten werden uns fixfertige Stoffe unterbreitet. Denn auch bei der Herstellung von Textilien wie überall macht man keine Fahrten ins Blaue. Bevor so und soviel Meter hellgelbe Seide — sei sie nun mit dem bescheidensten Pünktlein oder allen Emblemen des Tut-Ench-Amon-Grabes gemustert — hergestellt wird, muß man wissen wohin die Reise geht, d. h. wieviel abgenommen wird. Also läßt man uns selten fertige Stoffe auswählen, sondern legt uns anstattdessen gezeichnete Muster, allerhand Farbproben, die Grundqualitäten vor. Und an der Einkäuferin ist es nun — wie der fachliche Ausdruck lautet —, ‚die Elemente zu sammeln'. Die erste Auswahl von Mustern, Farbtönen und Grundqualitäten wird um ein Vielfaches größer getroffen, als dem Bedarf entspricht. ‚Kunst ist Weglassen', gilt auch hier. Denn nun wird ausgeschieden und nochmals ausgeschieden, kombiniert und wieder kombiniert. So gewinnt man zuletzt nach einer Reihe von Wahlgängen die Voraussetzungen für — im buchstäblichsten Sinn — erlesene Stoffe. Erst jetzt können Aufträge zur Herstellung der Stoffe erteilt werden."

„Nach welchen Gesichtspunkten wir wählen? Ja, da gilt es eben, jenes Gefühl zu haben, für das, was in der Luft liegt, was einschlagen wird. Politik oder Ereignisse, die sonst im Brennpunkt des Interesses stehen, verlangen nach einem Ausdruck in der Mode. Aber nicht alle Politik, nicht jedes Ereignis, das Aufsehen erregt hat. So hat etwa die Heirat des englischen Königs mit Mrs. Simpson unvergleichlich weniger modische Wellen geschlagen, als die Heirat des Duc of Kent mit der Prinzessin Marina, aus welcher sogar ein besonderer Stoff, der Lamé Marina (blau und reseda), hervorgegangen ist. — Auch hier gilt es eben, richtig zu wählen, die glückliche Hand zu besitzen."

„Natürlich können uns die rasche Abwicklung des Lebens, seine Häufungen und Ueberhäufungen, ein wenig mitspielen. Da kann es vorkommen, daß üppige Eichenlaubkränze auf dunkelrotem Grund über Nacht gegenstandslos und damit veraltet werden, weil die Regierung, auf welche das Eichenlaub anspielte, abdanken mußte, bevor der ganze Ballen seidener Eichenlaubkränze verkauft worden war."

„Aber auch ganz anderen Stoffen als den hypermodernen kann es passieren, aus der Mode zu kommen, sogar den betont zeitlosen. So ist es jedenfalls den ‚Großmutter-Stöffli' gegangen. Jahrzehntelang führten die Geschäfte bestimmte Sorten von dunkleren, diskreteren Stoffen, für ‚Frauen über Vierzig'. Diese Stoffe blieben jeweilen lange Zeit über jede Modewandlung erhaben. Aber endlich machte ihnen der moderne Lebensstil der Frauen den Garaus. Auch heute überschreiten tagtäglich Tausende von Frauen die Vierzig, aber keine will mehr etwas von den Stoffen wissen, welche eine enge Geisteshaltung einst den Frauen über Vierzig zugedacht hatte. Denn heute zählt jeder Tag im Leben der Frauen voll, und sie bedanken sich auch auf modischem Gebiet für diskreie Schattentage nach Vierzig. Da liegt heute ganz anderes in der Luft."

Und die Einkäuferin greift mit der Hand in eine Mappe scharmanter Musterentwürfe und mit der anderen kostet sie sozusagen Seidenlappen in zwanzig Tönen zwischen Gelb und Rot, vergleicht sie, wägt ab, kombiniert im Geiste und schaltet aus. Da spürt man, Einkäuferin sein ist eine Berufung. Und zwar eine Berufung, welche unvergleichlich mehr Frauen in sich haben, als heute noch diesen Beruf ausüben.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat die Schließung der Nord- und Ostgrenze des Landes verfügt, um einem regellosen Grenzübertritt der Flüchtlinge aus Deutschland vorzubeugen. Liechtenstein tat ein gleiches. Nach wie vor werden des Asyls würdige Flüchtlinge aufgenommen, andere jedoch, abgewiesen. Vom 18. bis 22. April sind 13,000 Flüchtlinge, meist Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, aufgenommen worden, unter ihnen über 5000 Russen. Franzosen, Belgier und Holländer können in ihre Heimat weiterreisen. Alle werden zuerst desinfiziert und dann in Auffanglager genommen. Weitere Flüchtlinge drängen zu Tausenden in die Schweiz.

Marschall Pétain hat für sich und seine Gattin das Gesuch gestellt, durch die Schweiz nach Frankreich reisen zu dürfen, wo er sich den Gerichtsbehörden stellen will. Er ist an seinem 89. Geburtstag aus seiner deutschen Gefangenschaft in die Schweiz eingereist und wird, sobald die Weisungen dafür aus Frankreich eintreffen, dorthin ausreisen. — Ein Gesuch von Laval um Einreise in die Schweiz wurde abgewiesen, auch Liechtenstein wies ihn ab.

In Bern ist der neue Gesandte der jugoslawischen Regierung, Ristitsch, eingetroffen.

Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Carl Spitteler wurden zahlreiche Gedenkfeiern abgehalten.

Die erste schweizerische Matchschützin ist Frl. Dr. med. Felchlin in Olten. Sie lernte Pistolenschießen, um zur Selbstverteidigung bei ihren Fahrten zu Patienten in einsamen Juratälern fähig zu sein.

Ausland

Am 25. April hat die Konferenz in San Franzisko begonnen, an der die Delegierten der 45 vereinten Nationen zusammentreten, um die Gründung eines Weltbundes zur Sicherung des Friedens herbeizuführen. Die Außenminister von U. S. A., Großbritannien, Rußland, China, sind dort anwesend.

Präsident Truman unterzeichnete für die Vereinigten Staaten den Vertrag, der das Pacht- und Leihabkommen um ein Jahr bis Ende Juni 1946 verlängert; es soll bis zur Besiegung der Achsenstaaten in Kraft bleiben.

Moskau hat einen Freundschafts- und Allianzvertrag mit der Lubliner polnischen Regierung abgeschlossen, womit der Gegensatz zwischen der russischen und angelsächsischen Auffassung über die polnische Frage noch verschärft in Erscheinung tritt.

Spanien verbietet die Landung deutscher Flugzeuge auf spanischem Boden.

Alliierte Berichterstatter, welche in den eroberten deutschen Gebieten die Konzentrationslager von Buchenwalde (Weimar) und Belsen (Celle) besichtigten, schildern die grauenerregenden dortigen Zustände. General Eisenhower hat selbst Augenschein genommen und veranlaßt, daß englische und amerikanische parlamentarische Gruppen diese Lager besichtigten, damit keine Beschönigung die Verantwortung der Deutschen für die dort begangenen furchtbaren Greuel abschwächen könne.

Durch Vermittlung der Schweiz hat Deutschland Amerika und Großbritannien angeboten, die sich noch in Lagern befindlichen alliierten Kriegsgefangenen während des alliierten Vorstoßes in den Lagern zurückzulassen; das Angebot wurde angenommen.

Kriegsschauplätze

Von einer Trennung in Westfront und Ostfront kann nicht mehr gesprochen werden, da deutscher Boden von Westen wie von Osten in großem Maße besetzt worden ist. Im Norden geht die Befreiung Hollands langsam vorwärts, Appeldoorn wurde befreit. — Die Umfassung von Hamburg, Kiel, Bremen schreitet weiter. Die Schlacht um die Ruhrtasche ist mit der Gefangennahme von total 317,000 Deutschen beendet. — Alliierte Truppen haben Leipzig, Nürnberg besetzt. Stuttgart, Freiburg i. B., Tübingen, Sigmaringen, Singen, Müllheim, Lörrach, Rottweil sind durch französische Truppen besetzt worden, die nun an der Schweizergrenze bei Basel und am Bodensee stehen.

Die Russen sind zum Generalangriff von Berlin geschritten, die Vororte sind weitgehend in russischer Hand, in der Innenstadt wird verbissen gekämpft, Berlin ist weitgehend durch den Kampf zerstört. In der Stadt sollen z. T. mit den Russen auch die Fremdarbeiter und Deutsche selbst gegen die fanatisch kämpfenden SS im Kampfe stehen.

In Italien wurden Bologna, Modena, Ferrara, Spezia erobert, damit der Eintritt in die Po-Ebene erzwungen.

Die Generalversammlung der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

welche am 20. April in der Mustermesse Basel stattfand, wies einen erfreulichen Besuch auf. Protokoll der letzten Generalversammlung, Jahresbericht und Jahresrechnung wurden von den Genossenschafterinnen entgegengenommen und von der Präsidentin, Frau Dr. med. h. c. E. Züblin-Spiller, herzlich verdankt. Als neue Vorstandsmitglieder konnten Frau G. Hämmerli-Schindler (Zürich), Präsidentin des Zivilen Frauenhilfsdienstes, und Frl. Dr. iur. E. Frey (Bern) gewonnen werden, während Frau E. Vischer-Alioth (Basel), die Präsidentin des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht, und Frl. Ida Nägeli (Zürich) infolge großer anderweitiger Inanspruchnahme aus dem Vorstand zurücktraten.

Wie sehr das Frauenblatt den anwesenden Genossenschafterinnen und Abonnentinnen am Herzen liegt, zeigte die rege Diskussion über die Gestaltung des Blattes.

Anschließend erläuterte Frl. C. Fischer (Winterthur), welche die Administration und Abonnentenwerbung des Frauenblattes leitet, praktische Wege, um dem Frauenblatt noch in einem größeren Frauenkreise Aufnahme zu verschaffen.

Nicht nur des Frauenblattes wegen, sondern im Interesse der Frauensache überhaupt, ist es wichtig, noch mehr Abonnentinnen zu gewinnen. Denn je größer der Leserinnenkreis ist, um so kräftiger und nachhaltiger kann das Frauenblatt als „Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben" wirken. Wenn jede Leserin dem Frauenblatt nur eine einzige Neuabonnentin bringen könnte, wären wir einen großen Schritt vorwärts gekommen.

Gemeinschaftssuppe

Bei Beginn der Gasrationierung haben einige größere Städte die Herstellung von Gemeinschaftssuppen an Hand genommen. Nun erfährt man, daß die Nachfrage bedenklich zurückgegangen sei, nachdem diese Suppe am Anfang starken Absatz gefunden habe. So sei in der Stadt Schaffhausen die Zahl der Interessenten von 1800 am Anfang bereits auf 600 gesunken. Aehnliche Erfahrungen wurden auch in Zürich gemacht. Als größter Stein des Anstoßes dürfte wohl die Tatsache gelten, daß für den Liter Suppe ein ganzer Mahlzeitencoupon abzugeben sei. Eine solche Belastung der Haushaltrationen lasse sich die Hausfrau nicht gerne gefallen. In Schaffhausen sei man bereits dazu übergegangen, drei Liter für zwei Coupons abzugeben. Außerdem werde in Zürich gerügt, daß die Suppe alle Tage ungefähr den gleichen Geschmack und die gleiche Zusammensetzung aufweise. Das Wohlfahrtsamt müsse allerdings darauf hinweisen, daß wegen der knappen Zuteilung von rationierten Lebensmitteln notgedrungen fast alle Tage Kartoffeln in der Suppe verarbeitet werden müßten.

Nach vielfachen Erfahrungen, die in der Verpflegung von Fabrikarbeitern seit Jahren gemacht wurden, verleidet die Nur-Suppen-Verpflegung nach kürzester Zeit. Es findet eine rasche Abwanderung zum Bäcker und Konditor statt, wenn nicht durch kluge Abwechslung und Abgabe von Mahlzeiten dem Geschmack des Publikums entgegengekommen wird. Die meisten Hausfrauen haben übrigens von sich aus den Ausweg gefunden, so daß die Gemeinschaftssuppe gegen den Sommer hin noch weniger begehrt wird.

E. Z.-Sp.

Endlich ist sie da,

die ausgezeichnete Werbeschrift

„zur Orientierung über das Frauenstimmrecht"

(I. M.) Es ist gewiß selten, daß eine fünfzehnseitige Broschüre in Anspruch nehmen kann, ein Thema erschöpfend zu behandeln. In gewissem Sinne darf dies aber von der vorliegenden Schrift gesagt werden. Sämtliche wesentliche Fragen zum Frauenstimmrecht sind aufgegriffen und in sachlicher Art kurz beleuchtet.

Da wird vorerst das Problem der politischen Mitarbeit der Frauen in den richtigen Zusammenhang gestellt, nämlich in den Zusammenhang mit der gesamten kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit. Eine Liste gibt uns Auskunft, welche Konsequenzen 35 Staaten aus dieser Entwicklung gezogen haben, wann sie das partielle bzw. totale Wahlrecht der Frauen eingeführt haben. Anschließend folgt eine übersichtliche Orientierung über die parteipolitischen Wirkungen und

riri

gute Reissverschlüsse

„Nein."

Lange Pause. Dann warf sie hin, um irgend etwas zu sagen:

„Ein prachtvoller Abend."

„Ja."

Gesprächig schien er gerade nicht zu sein; zögernd kamen die kargen Worte heraus. Ein richtiger Bergler. Marcelle lächelte. Was sollte wohl aus einer Unterhaltung werden, zu der der Partner nur Ja und Nein beitrug?

Dann räusperte sich Julien:

„Es gefällt Ihnen hier oben?"

„Gewiß, sehr. Jawohl."

Jetzt sparte sie mit den Worten. Die Sprödigkeit, das Schweigsame an Julien hatte auf sie abgefärbt.

Marcelle, die waschechte Städterin, gewöhnt über ein Nichts angeregt zu plaudern, fühlte sich zum ersten Male verlegen. Der großgewachsene, ungeschliffene Bursche neben ihr lähmte ihre Gesprächigkeit. Sie fand die richtigen Worte nicht.

Nur das Banalste fiel ihr ein:

„Ich liebe die Natur. Einfach herrlich ist sie."

Ein erstaunter Blick Juliens streifte das Mädchen an seiner Seite. Die Natur lieben? Das war Neuland für ihn. Die Idee, man könne die Natur lieben oder nicht lieben, erschien ihm grotesk. „Natur" bedeutete ihm tägliche Arbeit, der Acker, die Weide, der Wald. Nie hatte er die Natur anders aufgefaßt als unter dem Begriff der Arbeit, die der Boden gebieterisch immer wieder von ihm forderte, der Arbeit, die seine ganze Kraft, sein Denken und Wollen mit Beschlag belegte.

Zum ersten Male schaute er prüfend zu den Bergen auf, gleichsam als kenne er sie nicht, als sähe er sie mit neuen Augen.

Jawohl, sie hatte recht. „Einfach herrlich" war es. Merkwürdig! Noch nie hatte er so recht darauf geachtet.

Er wandte sich nach Marcelle um, betrachtete sie, verwundert über sich selber, voller Staunen über das Mädchen, über die Entdeckung, die sie ihm vermittelt hatte.

Marcelle ihrerseits blickte immer noch in die Ferne, in Gedanken verloren. Langsam jedoch kam eine Art Befangenheit über sie. Die Empfindung, daß Julien sie unverwandt betrachte, war ihr unbehaglich.

Sie stand plötzlich auf, reichte ihm die schlanke, gepflegte Hand und sagte ziemlich kurz:

„Gute Nacht. Schlafen Sie wohl."

Julien, von dem unerwarteten Aufbruch überrascht, nahm ihre weiße Hand in seine große, schwielige Rechte und antwortete zögernd:

„Gute Nacht."

Sie stieg zur Kammer hinauf, legte sich zur Ruhe. Kaum daß sie über das triviale Gespräch nachdachte. Die Müdigkeit drückte ihr die Augen zu.

Unten auf der Bank blieb Julien noch eine kleine Weile sitzen, rauchte die Pfeife zu Ende und schaute zu den Bergen hinauf. Sie schickten eine kühle Brise zu ihm hinunter, die seine Erregung beschwichtigte, ihn seine ausgeglichene Ruhe wiederfinden ließ. Dann stieg auch er zur Kammer hinauf.

Julien hatte die ersten Schritte auf dem Wege zu neuer Erkenntnis der Natur getan, der Natur, die ihm bisher jeden Tag vor Augen gestanden hatte und ihm trotzdem, genau wie allen seinen Spiel- und Leidensgefährten, fremd geblieben war.

Er begann zu begreifen, daß neben seiner täglichen Fron ein besonderes, eigentümliches Etwas existierte, das nicht „Arbeit" hieß, sondern Schönheit bedeutete, das zum Nachdenken aufforderte.

Von jenem Abend an fühlte er sich wie umgewandelt. Irgend etwas in seinem Wesen war in Bewegung gekommen; ein Vorhang war aufgegangen, und Licht von außen her war in ihn eingedrungen.

Von da ab sah er neue Dinge, Umrisse, Nuancen, die ihm vorher entgangen waren, was er jetzt entdeckte, überraschte und erfüllte ihn mit einer tiefen Freude, die er letzten Endes Marcelle verdankte.

IV.

Marcelle ihrerseits begann nun auf Julien zu achten. Bei Tisch oder draußen auf dem Felde, wo immer er sich in ihrer Nähe aufhielt, behielt sie ihn im Auge.

Je mehr Marcelle an dem neuen Leben in der Verbundenheit mit der Natur Gefallen fand, desto näher kam sie Julien; er seinerseits sah in ihr ein kostbares Wesen, das etwas Höheres verkörperte.

So gab es sich, daß die beiden jetzt öfters miteinander ins Plaudern kamen, und einmal im Laufe des Gesprächs verabredeten, am folgenden Sonntag zu den Alpweiden hinaufzuwandern. Marcelle wollte gerne den „Großen Klotz" ersteigen.

(Fortsetzung folgt)

Wieder im Garten

Wir haben die Tannenzweige und das dürre Laub des winterlichen Gartens zusammengenommen, und nun brennt schon knisternd ein fröhliches Feuer. Blau und flatternd weht eine Fahne Rauches in der Frühlingsluft, und wir wissen, daß wir bald an einem frühen Morgen mit dem Umgraben unseres Stücklein Landes vor den Fenstern der Stube beginnen werden. Die Erde wird schwer sein, noch hart und träge, doch von der neuen Kraft, die in ihr ruht, bereits erfüllt. Ihr Geruch ist herb und würzig, und wenn wir sie berühren, spüren wir, wie lebendig sie ist, voller Bereitschaft, Blüten zu bringen und Früchte zu tragen. In ihren winzigen Höhlen, den planvoll gebauten Gängen, auf ihren Hügelchen, in den kleinen Tälern, bewegen sich Tausende von Lebewesen. Würmer krümmen sich schnellend, wenn wir ihnen mit dem Metall des Spatens zu nahe kommen. Bedachtvoll wandernd ziehen Schnecken mit und ohne Haus auf dem Rücken dahin. Und dann alle die Käfer, die wir so lange nicht mehr gesehen haben, die bläulichen und goldenen, die grünlich schillernden, wenn sie emsig und oft so lächerlich torkelnd von einem Ende des eben gezogenen Beetes zum andern hasten, als wären sie bemüht, zu weiß welch' wichtiger Verhandlung zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein! Ameisen sind wieder fleißig an der Arbeit. Unerhört ist, kaum, daß die erste Wärme im Garten taut, ihre Geschäftigkeit. Und eben jetzt vorüber an unserer Wange, so zart, als wär' es nur ein Hauch — war dies denn nicht ein Schmetterling? Auf und nie-

die gesetzgebungspolitischen Erfolge der politischen Mitarbeit der Frauen. Die Leserin wird sich nach dieser Lektüre fragen: Wie steht es nun eigentlich in der Schweiz? Eine genaue Uebersicht über die heutige öffentlich-rechtliche Stellung der Schweizerin in Bund, Kantonen und Gemeinden gibt ihr klare Antwort. Sie erfährt aber noch mehr. Die Agenda der Schweizerfrau wird vor ihr aufgeschlagen. Sie erfährt, wie weit die gesetzliche Eingliederung der Schweizerin in öffentliche Aufgaben geht, wie vielseitig die freiwillige Arbeit der Schweizerin im Interesse unseres Volkes ist und welch verblüffend hohe Zahl von Schweizerinnen berufstätig ist. Inklusive der Berufsarbeit der verheirateten Frau im Betriebe des Mannes sind rund zwei Drittel aller volljährigen Schweizerinnen berufstätig. Um so naheliegender ist das politische Mitspracherecht der Frauen. Am Schluß der Schrift werden noch einige „Allgemeine Bedenken" und „Besondere politische Befürchtungen" kundig und kurz widerlegt und aus der Gesamtheit der Ausführungen die Folgerung gezogen:

„Es handelt sich heute nicht darum, der Schweizerfrau als Entgelt für ihre in schwerer Zeit geleistete Arbeit oder in Anerkennung ihrer vorbildlichen Haltung die politischen Rechte zu verleihen. Ausschlaggebend ist jederzeit, auch bei dieser Entscheidung, nur das Wohl und Gedeihen, die Sicherung und Erhaltung unseres Staatsganzen. Dafür einzustehen ist Aufgabe und Pflicht der Schweizerfrau. Erst ihre volle politische Gleichberechtigung wird ihr jedoch die wirksame Erfüllung dieser Pflicht ermöglichen und unserem Staat den vollen Wert ihrer Mitarbeit sichern."

Wer sich über die Fragen des Frauenstimmrechts orientieren will, wer Unterlagen sucht, wer für das Frauenstimmrecht werben will — jeder hat mit dieser Schrift einen aktuellen und ergiebigen Abriß der Frauenstimmrechtsfrage in der Hand.

Die Schrift wurde von Frau Dr. jur. H. Thalmann-Antenen verfaßt und vom Schweizer. Verband für Frauenstimmrecht herausgegeben.

Sie ist von Frau H. Großenbacher, Liebefeld bei Bern, oder von der Druckerei Benteli, Bümpliz, zu beziehen. Preis: Bei Bestellungen bis zu 100 Exemplaren 30 Rp. das Stück, bei größeren Bestellungen 20 Rp.

Fiordiligi — Else Boettcher, Dorabella — Elsa Cavelti....

Zur Mustermesse-Festaufführung des Basler Stadttheaters von Mozarts «Così fan tutte»

G. T. Ein erlesener Genuß war dem musikfreudigen Messebesucher beschieden gewesen.

Müssen wir „die" Böttcher, „die" Cavelti noch vorstellen? Beide sind sie bestqualifizierte Schweizer Sängerinnen, die sich an großen Bühnen des Auslandes hohe künstlerische Reife und beinahe internationalen Ruf erworben haben.

Es gab einst eine von politischen Erwägungen freie Zeit, wo man nicht anstand, sie als kulturelle Sendboten unseres Landes zu preisen und nach Kriegsende wird das wohl wieder so sein. Inzwischen aber passen sie sich willig den veränderten Verhältnissen an und geben unseren Anlässen cachet und festlichen Glanz.

Schon bloß beim Anhören ihrer Stimmen spürt man die Losgelöstheit von allen unwichtigen Dingen, die nur wirklichen Künstlern eignet und die sie zu schöpferischer Tätigkeit befähigt. Wie soll man diese Stimmen charakterisieren? In Else Boettchers zauberhaft schönem Sopran schwingt der unendliche Jubel der glückseligen Kreatur; mit dem berauschenden Wohlklang ihrer trotz aller Leichtigkeit weichen und vollen Stimme umfaßt sie, um mit Kleist zu sprechen, „allen Glanz und Schmerz der menschlichen Seele".

Technische Grenzen hemmen ihre Möglichkeiten kaum; ihr Repertoire umfaßt alles von der Susanne im „Figaro" bis zur Traviata. (Im Theaterjargon heißt das Koloratursoubrette bis Jugendlich-Dramatische.) Elsa Cavelti hingegen besitzt einen Alt von bestechendem Timbre, wohltuend warm und fließend, ausgeglichen in allen Registern, was bei Altstimmen eine große Seltenheit ist. Man wird irgendwie an die wohlabgewogene Ruhe und Harmonie griechischer Plastik erinnert und man freut sich des edlen Gleichmaßes. Und man spürt, wie müßig es ist, mit Worten ausdrücken zu wollen, was einzig und allein Sache des subjektiven Erlebens ist.

Deshalb wäre es auch Unsinn, die beiden Künstlerinnen samt ihren Fähigkeiten und Vorzügen gegeneinander ausspielen zu wollen. Jede ist in ihrer Persönlichkeit etwas Ganzes, Abgeschlossenes, und schon der Versuch, sie zu vergleichen, würde gleich sattsam bekannten Schulaufsätzen in Geschmacklosigkeiten ausarten. Was sie gemeinsam haben, ist außer dem Vornamen die deutlich spürbare Liebe zu ihrem Beruf und der große Ernst, mit dem sie an ihre künstlerischen Aufgaben herantreten. Beide sind sich durchaus bewußt, daß sie eine kulturelle Mission zu erfüllen haben; jetzt, und später im zerstörten Europa, durch gute, starke Kunst die Menschen daran zu erinnern, daß es unvergängliche Werte gibt, an denen man sich halten und aufrichten kann: Elsa Cavelti formuliert das sehr einfach: „Gutes Theater machen. Das klingt banal, aber darin liegt alles." Um das Bild dieser beiden bemerkenswerten Frauen zu ergänzen, noch

ein paar biographische Notizen.

trotzdem die eine wie die andere diese Art von Publizität wenig schätzt. Grundsätzlich sei hier einmal gesagt, daß die aus Amerika importierte Journalistenmode, Details aus dem Privatleben bewunderter „Größen" bekanntzugeben, etwas absolut Ueberflüssiges ist. Warum eigentlich will das Publikum, dem sich der Künstler auf der Bühne in seiner ganzen Größe offenbart, noch die Bestätigung, daß er im Privatleben ein Mensch ist wie jeder andere? Hingegen sind die äußeren Merkmale einer Karriere gewiß interessant und aufschlußreich, und so sei denn folgendes bekanntgegeben: Else Boettcher ist Zürcherin und wollte durchaus nicht „schon als Kind zum Theater". Sie war erst in einem anderen Beruf tätig und genoß eine lange und sorgfältige Ausbildung, ehe sie zur Bühne herüberwechselte. Ihre ersten Rollen spielte sie am Zürcher Stadttheater und kam dann nach Basel, wo man sich jetzt noch mit Freude erinnert, wie sich aus der kleinen Soubrette eine Sängerin ersten Ranges entwickelte. Geraume Zeit vor Ausbruch des Krieges wurde sie nach Nürnberg engagiert und dann erfolgte ihr Ruf nach der Wiener Staatsoper, wo ihr Talent unter Meistern wie Böhm und Richard Strauß zu voller Entwicklung kam. — Auch Elsa Cavelti, aus Rorschach gebürtig, entschloß sich erst verhältnismäßig spät zum Singen und auch sie weiß mit keiner märchenhaften Wunderkind- oder Entdeckungsgeschichte aufzuwarten. Als sie anfing, besaß sie die Reife und den nötigen Ernst, was ihr ermöglichte, rasch weiterzukommen. Ihr erstes Engagement war in Beutten, dann folgte Düsseldorf, und als dort das Theater zerstört wurde, Dresden, wo sie bis 1944 blieb. Für die nächste Saison ist sie nach Zürich verpflichtet, während die Basler gut daran tun werden, sich Frau Böttcher rechtzeitig zu sichern.

Abschließend noch ein Wort über „Cosi fan tutte". Ich muß gestehen, daß mich ob der mozartischen Musizierseligkeit im Zusammenklang der hellen und der dunklen Stimme ein ganz seltenes Glück überkam, das mir wieder einmal bestätigte, daß, wie Demokrit dies sagt, „die großen Freuden aus dem Erleben der schönen Dinge kommen."

der hebt er sich in der blauen Luft, seine Farbe ist zitronengelb, und er ist von einer solch' vollendeten Anmut und Schönheit, daß er fast durchsichtig wirkt mit seinen feinen Flügeln, dem zieren Fühlerpaar. Auf den Schaufelstiel gestützt, schauen wir ihm nach, wie er davongaukelt, leicht, ach, so leicht, so lautlos und beschwingt, schwebend, bebend wie ein Wunsch, wie ein Gedanke, wie zwischen Liebenden ein heimlich abgemachter inniger Gruß...

Wir haben uns ganz genau überlegt, was wir säen werden in diesem Frühling. Kein Plätzlein unseres Gartens soll ungenutzt bleiben. Trotzdem möchten wir Tulpen haben, diese kühlen Schönen, die den Reigen der Blumen eröffnen... Und Pensées werden wir setzen, von jenen dunkelgelben mit dem warmgetönten braunen Herzen, violette, scharlachrote... Gewiß, wir werden der Kresse-Saat, die gleich einer Bürste keimen wird, so dicht und kräftig, unsere ganze Aufmerksamkeit angedeihen lassen, den Radieschen und den süßen Erbsen, den Karotten und dem Kopfsalat.

Wir stecken Sonnenblumenkerne, wir setzen Dahlienstöcke, wir haben die Malven durch den Winter gerettet, und dann... wollen wir viele Astern haben in diesem Sommer, einen ganzen reichen bunten Flor...

Die Stunden eilen, der Rücken schmerzt. Die Sonne brennt schon beinahe. Irgendwo in der Ferne läutet eine Elfuhrglocke. Wir müssen eilends die Werkzeuge zusammennehmen und versorgen, die Gartenschuhe mit den Pantoffeln vertauschen, am Gartenbrünnlein, das nach langem Schweigen singend wieder sprudelt, die Hände waschen und uns ins Innere des Hauses verfügen.

Wie hatte der Winter Türen und Fenster fest verschlossen gehalten und allerorts Grenzen geschaffen! Nun plaudert man wieder von Zaun zu Zaun, und — siehe da — Kinder der Nachbarschaft, die im Herbst noch winzig klein gewesen waren, da man sie hereinnahm in die Obhut der Häuser, laufen schon, ein wenig wackelig zwar noch, aber munter, drauflos. In der kleinen Welt des elterlichen Gartens gehn sie auf große Entdeckungsreisen aus, und wenn sie stehen bleiben, um mit patschigem Händchen nach einem Büschel Gras oder nach dem Wunder einer Blume zu greifen, leuchtet in der Frühlingssonne ihr blondes Gelocke wie glitzerndes Gold.

Da legt es sich über unsere Freude wieder wie ein Ring aus schwerem Eisen. Denn: Noch immer ist Krieg. Noch immer muß der Mensch den Menschen töten, und wo Männer und Frauen vertrauensvoll, so wie wir es heute noch immer tun dürfen, ihr Haus besorgten, ihr geliebtes kleines Stücklein Garten im Glanze des jungen Frühlings, gähnt erschreckend eine Oede, das Glück liegt vernichtet, und Tod und Verwüstung blieben zurück.

Diese Bedrückung mag nach und nach wieder von uns weichen, wenn wir Furche an Furche ziehen in den Beeten, wenn wir die Samen in die gute Erde legen, wenn wir Wasser tragen und dem Unkraut wehren, wenn das Werken im Garten, diese beruhigende, sinnvolle Arbeit, uns wieder ganz in ihren Bann gezogen hat.

Betty Knobel

MAISON Edith
GEDIEGENE DAMENBEKLEIDUNG
SCHÖNE BLUSEN, ELEGANT UND PREISWERT
FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 8
TELEPHON 273221

Maggi's Würze

verbessert Ihre Suppen

Duftige reizende
Frühjahrs- u. Sommer-Kleider
von
MÜLLER Sommerau
THEATERSTR. 8
ZÜRICH

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 15
Gipfelstube

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Märwiler Obstessig
vorteilhaft in Preis und Qualität

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE
50 GRAMM

DRUCK-ARBEITEN
liefert vorteilhaft
und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur A.G.

Inserate
im
Schweizer
Frauenblatt
haben
Erfolg

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7

obi der herrliche Süssmost

Chemische Waschanstalt & Kleider Färberei
Pedolin CHUR
Telephon 181

ZÜRICH
Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8
Tel. 5 77 22
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Gartenbauschule
und Gärtnerinnen-Lehranstalt Brienz
(gegründet 1917) Brienzersee
BERUFSABTEILUNG II
Ausbildung von
Hauswirtschafterinnen und Betriebsleiterinnen
Kursdauer 1 u. 2 Jahre mit Diplomabschluß
SOMMERKURSE von Mai—Oktober, in nur kleinen Klassen
Sorgfältige Ausbildung für beruflichen Haushalt.
BERUFSABTEILUNG I
Jahreskurse zur Ausbildung von Gärtnerinnen. Staatlicher Lehrabschluß. SOMMERKURSE für Gartenfreundinnen.
Prospekte für alle Abteilungen durch die Direktion

KAFFEE: Marke TURM
garantiert Qualität
ein im Aroma / kräftig
MORGA FRUCHTZUCKER
Raffinat, kartenfrei
ersetzt Zucker
Kolonialwaren
RIESER & CO.
vorm. Schlatter & Co.
ST. GALLEN
Tel. 28585

Frauen, berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserate
Der Inserent hilft uns, die Käuferin hilft ihm

Silberpolitur
Werno-Silb
Poli-Argent
Fr. 1.50, 3.50, 6.–
ohne Wust.
in Drogerien und Haushaltgeschäften – Hersteller: Chem.-Techn. Laboratorium der Drogerie Wernle & Co., Zürich

Von Zweifel besonders begehrt
Salat
mit dem feinen, milden
Obstessig
Mosterei Zweifel Höngg
Tel. 6 77 70

Zum Hausfrauenproblem

In Nr. 5 des „Schweizer Frauenblattes" sprach unsere verehrte Redaktorin in ihrem Aufsatz über „Die Hausfrau im rechten Lichte" eine Lanze für die Anerkennung des „Hausfrauenberufes". Warum widerstrebt es so vielen, die Tätigkeit der Hausfrauen als Beruf zu bezeichnen? Vielleicht, weil wir alle wissen, daß es eben Hausfrauen und Hausfrauen gibt?

Begegnen wir Hausfrauen, die einem großen Haushalt vorstehen, ihre Arbeit, von der sie reichlich in Anspruch genommen werden, zuverlässig verrichten, und die dennoch Zeit finden, dem Mann eine Helferin und den Kindern eine Erzieherin zu sein, die sich auch um ihre weitere Umgebung kümmern, — dann werden wir der Behauptung zustimmen, daß Hausfrau und Mutter zu sein ihr Beruf ist.

Nicht unbedeutend jedoch ist die Zahl der Frauen, die sich um keinen Verdienst zu kümmern brauchen, die sich mit ihrem kleinen Haushalt — kinderlose Familien oder solche mit einem Kind sind, namentlich in den Städten, durchaus keine Seltenheit — in einem Schneckenhäuschen einschließen. Ihre Arbeit müssen sie „strecken", um den Tag auszufüllen; stundenlang sitzen sie bei oft unnützen Handarbeiten; das tägliche Kochen wird für sie fast zu einer heiligen Handlung; das Putzen und Waschen zu großen Aktionen. Schließlich verarmen sie geistig und werden so eng, daß sie weder dem Mann eine Kameradin, noch den Kindern eine gute Erzieherin sein können. So gereicht ihre Beschränkung auf ihre Hausfrauenpflichten niemandem zum Segen, und es ist einem nicht leicht, in diesen Fällen große Achtung vor dem „Hausfrauenberuf" aufzubringen.

Wir treffen ferner Frauen, die für die Arbeiten im Haushalt und die Betreuung ihrer Kinder fremde Kräfte anstellen; die über genügend Zeit und Geld verfügen, um sich das Leben leicht und angenehm zu machen. Kann man bei ihnen vom „Hausfrauenberuf" sprechen?

Andere Frauen — und deren Zahl ist recht groß — haben neben den Pflichten als Hausfrau noch berufliche Pflichten, die sie in Einklang mit den ersten zu bringen haben. Denken wir an Frauen, die mit ihren Männern zusammen im Geschäft arbeiten; an solche, die verdienen müssen — im Hause oder außerhalb desselben —, weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht. Auch wenn sie eine große Familie haben, werden sie in der Rubrik: „Beruf" einer Statistik doch nicht Hausfrau eintragen, sondern Verkäuferin, Schneiderin, Spettfrau usw. Diese Frauen bemühen sich, oft mit großem Geschick, neben der Arbeit für den Verdienst ihren Hausfrauenpflichten gerecht zu werden. Nicht selten sind die Kinder gerade aus solchen Familien besonders selbständig, hilfsbereit und sozial eingestellt. Allerdings kann bei einer unbefriedigenden Lösung des Problems die Familie auch an Verwahrlosung leiden.

In dem erwähnten Aufsatz wird bemerkt, daß „die Hausfrauen auf den persönlichen Erfolg ihrer Gaben und Kräfte verzichtet und sie gewissermaßen den anderen, der Familie investiert haben". Ist es nicht eine Verkennung ihrer menschlichen Bestimmung, wenn Frauen mit besonderen Begabungen diese ihren Hausfrauenpflichten opfern, anstatt nach einem Wege zu suchen, um ihre Familie nicht zu vernachlässigen und die ihnen geschenkten Talente doch nicht einfach zu vergraben? So gut wie ihre verheirateten Schwestern aus Not ihre Hausfrauenpflichten mit einem Beruf vereinigen, können sie es sicher auch, um sich voll zu entfalten und einen, wenn auch bescheidenen Beitrag zum Nutzen der Menschheit zu liefern. Dank ihrer Familie erfahren sie eine Bereicherung, die oft ihre Kräfte hebt und ihren Horizont erweitert. Nicht klein ist die Zahl der Frauen, die auf irgend einem Gebiet etwas Großes geleistet haben und deren Familie deswegen doch nicht leiden mußte.

Die Verfasserin hofft, daß, wenn man einmal davon ausgehe, daß Haushalten ein Beruf sei, man die Tätigkeit der Hausfrau ernster nehmen werde; eine amtliche Stelle werde mit der Untersuchung und Erforschung dieser Tätigkeit betraut; davon würden beträchtliche Erleichterungen und Verbesserungen auf dem hauswirtschaftlichen Gebiete resultieren.

Der Impuls, den Hausfrauen Hilfe zu bringen, wird vor allem aus der Not der Frauen geboren, die ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten mit ihrer Berufsarbeit vereinigen müssen, und aus dem Wunsch derer, die sich nicht damit begnügen, „nur Hausfrauen" zu sein, sondern noch auf einem anderen — sozialen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Gebiet, — tätig sein möchten. Sie sind es vor allem, die darauf bedacht sind, einerseits die Errungenschaften der Technik sich dienstbar zu machen, und anderseits Einrichtungen ins Leben zu rufen, die den tätigen Frauen zu Hilfe kommen können. Gute Kinderkrippen mit genügend Personal und entsprechend den Forderungen der Hygiene eingerichtet, zahlreichere Kindergärten und Tagesheime sind ebenso wichtig, wie die Verbilligung und Vervollkommnung praktischer Haushaltungsgegenstände.

Beschränkt sich eine Frau auf die Arbeit in ihrem Heim, so schafft sie den Mitgliedern ihrer Familie vielleicht manche Bequemlichkeiten; es geht jedoch von ihr keine Anregung für ihre Angehörigen aus, und die Gebiete, auf denen diese ihre Tätigkeit entfalten, denen ihre lebendigsten Interessen gelten, bleiben ihr oft fremd und verschlossen.

Dazu kommt noch folgendes: Wer von uns machte nicht schon die Beobachtung, daß nicht selten Frauen, die sich auf irgendeine Weise in der weiteren Menschengemeinschaft betätigen, auch in der Führung des Haushaltes praktischer, wendiger, heller sind als ihre Mitschwestern, die „nur Hausfrauen" sind. Sie sind aufgeschlossener für alles Fortschrittliche, erfinderischer bei praktischen Handhabungen. Ihre Tätigkeit im schöpferischen Prozesse der Menschheit läßt sie den richtigen Maßstab der Dinge erkennen, was ihnen auch bei der Erziehung der Kinder hilft.

Es scheint mir, daß gegenwärtig die Frage, ob die Hausfrauenarbeit wirklich als Beruf angesehen werde oder nicht, lange nicht so wichtig ist, als zwei andere Fragen, nämlich: ob eine sorgfältige Betreuung des Haushaltes und der Familie der Frau noch genug Möglichkeiten läßt, sich auch außerhalb ihres Heimes zu betätigen, und ob die Frauen bereit seien, alle ihre Fähigkeiten und Kräfte auszunützen, um beim Aufbau einer neuen Gesellschaft mitzuwirken?

An diesem Aufbau werden Frauen aller Länder mitarbeiten und mithelfen müssen. Es ist zu erwarten, daß auch wir, Frauen eines vom Krieg nur wenig berührten Landes, deren Kräfte durch Leid und Entbehrungen nicht zermürbt wurden, den Wunsch haben werden, ihnen nicht nachzustehen.

N. Oettli.

Nachwort der Redaktion:

Wir möchten jedes Wort dieser Ausführungen unterstreichen. Sie stehen ja auch nicht im Gegensatz, sondern eigentlich parallel zu dem erwähnten Artikel, welcher versuchte, auch einmal den „Beruf der Hausfrau und Mutter" ins rechte Licht zu rücken, ein wenig jene ungeheure Leistung zu würdigen, welche meist unerkannt von Tausenden von Frauen erbracht wird. Dabei handelte es sich jedoch um die Würdigung einer Tatsache, welche in sehr vielen Fällen bei unseren Verhältnissen zwangsläufig ist, keineswegs jedoch um ein Postulat, etwa im Sinne „zurück ins Haus", von welchem die Verfasserin der Stellungsnahme ausgeht.

Sehnlichst wünschen wir ja die geistige und wirtschaftliche Entfaltung der Frauen sowie die damit verbundene Unabhängigkeit. Aber anderseits legt das Schicksal in den heutigen Verhältnissen noch Tausenden von Frauen jeden Morgen neu einen mehr oder weniger großen Verzicht auf die bestmögliche Entfaltung ihrer Fähigkeiten im äußeren Leben nahe. Wie viele Frauen, die an ihrem Berufe hängen, müssen einen schönen Wirkungskreis aufgeben, weil er verheirateten Frauen vorenthalten ist, weil sie mit der Heirat ihren Wohnort ändern müssen usw. Wie vielen Frauen, die ihre berufliche Tätigkeit lieben, müssen sie auf ein Minimum oder ganz einschränken, um sich dem Kinderbekommen und Kinderaufziehen zu widmen.

Gewiß, es gibt glückliche Fügungen, die eine volle Entfaltung in bedeutender Berufstätigkeit und zugleich im Familienleben erlauben. Aber sie sind selten.

Viel häufiger müssen die Frauen, wenn sie einer Berufstätigkeit obliegen, ihre Arbeit dermaßen einschränken oder auf Jahre verschieben, daß leider von großen beruflichen Leistungen, die den Einsatz der gesamten Persönlichkeit verlangen, nicht mehr die Rede sein kann, sondern ihre Tätigkeit im besten Fall eine Ahnung gibt, was sie, frei von Familienaufgaben und -pflichten hätten leisten können. Da springen sie ein, um mitzuverdienen, helfen dem Manne in seinem Berufe, aber ihre Fähigkeiten, oft sogar ihre Ausbildung, liegen auf einem ganz anderen Gebiet. Die Bäckersfrau, welche tagein tagein im Laden steht, wäre eine tüchtige Buchbinderin gewesen, die Ehefrau-Arztgehilfin eine geliebte und anerkannte Lehrerin. Sie haben um der Familie willen auf den Ausbau ihres Originellsten verzichtet und haben es in gewandelter Form auf das Gedeihen der Familie verwandt. Diese Tat darf wohl einmal beim Namen genannt werden.

Erst die Not bringe wesentliche Entlastungen in der Haushaltarbeit. Gewiß. „Not macht erfinderisch." Aber haben wir die Not der überlasteten Hausfrauen nicht schon lange, ohne daß Industrie, Gewerbe, Technik und Gemeinwesen ihr wesentlich abhelfen? Darum hielten wir uns zur Abwechslung an das Wort „Wer da hat, dem wird gegeben" und hoffen, daß die gerechte Würdigung der Hausmutter vielleicht am geeignetsten ist, endlich die Gestaltung des Haushaltens hervorzubringen, welche dem Standard unserer Zeit entspricht.

Wer Schwachheit, Laune und jeden Widerspruch in ihrer vollen Stärke erblicken will, der betrachte ein undenkendes Frauenzimmer.

Sie wehrt sich mit Entschiedenheit gegen eine verlogene Erziehung der jungen Mädchen:

Man unterhält in der Welt den schiefen Grundsatz, daß Unerfahrenheit die Unschuld fest halten soll, und gerade sie ist es, die nicht wenige Mädchen zum Falle bringt. — Glaubt mir, Mütter, das Gefühl der Liebe bricht zu seiner Zeit überall durch, aber nur dann ohne moralischen Schaden, wenn es früher schon jene Richtung erhielt, die es zum erhabenen, zum tugendhaften Gefühl machen. Warum den Töchtern aus dem göttlichen, wohltuenden Geschenk der Liebe ein Geheimnis machen, da doch bloß ihr Mißbrauch sie zum Laster hinabwürdigen kann? Warum sie nicht lehren, daß Wollust keine Liebe — Empfindelei — kein wahres Gefühl, Schmeichelei nicht Ausdrücke, Verführung nicht ihr Werk, sondern das der Sinnen?

Die unbekannte Frau Verfasserin verlangt leidenschaftlich nach der Anteilnahme am geistigen Leben der Zeit, aus der Ueberzeugung heraus, daß damit das Leben von Mann und Frau reicher und schöner werde:

Die Natur hat, als sie beide Geschlechter schuf, die beste Einrichtung getroffen. Diese gütige Mutter versah sie mit hinlänglichen Anlagen, um wechselseitige Tugend fortzupflanzen.

Wenn die Schreiberin auch gelegentlich sehr spitz und in ihrer Kritik von einer liebenswürdigen Bosheit ist, so will sie mit ihrer Rebellion doch einzig nur ein reicheres, sittlicheres und glücklicheres Zusammenleben der Menschen.

Sie ist in ihrer eigenwilligen Art offensichtlich unbeachtet geblieben; wir aber müssen sie heute zu den Vorläuferinnen der Frauenbewegung zählen.

Wb.

Feministische Tendenzen vor 150 Jahren

Aus einer Frauenzimmerzeitung

In Deutschland gab es eine „Frauenzimmerzeitung", die eigens nur für Damen bestimmt war. Darin erschienen gelegentlich von einer unbekannt gebliebenen Frau Verfasserin „Fragmente für Denkerinnen", witzig, amüsant und leicht hingeworfen und doch sehr ernst gemeint. Aus diesen Fragmenten spricht ein rebellischer Geist, eine Frau, der die Eintönigkeit der Teegesellschaften nicht genügte und die nach geistiger Schulung hungerte. Sie meint: „Wenn einige Männer über die geistige Beschäftigung der Frauenzimmer beißende Anmerkungen machen, so thun sie es gewiß bloß aus Vorurtheil, aus Neid, aus Herrschsucht oder aus Mißtrauen, indem sie von uns keine guten Stundeneinteilungen erwarten. Freilich gehört Wirthschaft zu den Hauptbeschäftigungen, aber Seelenbildung steht ihr zur Seite."

Die Frau Verfasserin will ihre Leserinnen, ihre „Lektürefreundinnen", wie sie sie nennt, zu denkenden Menschen erziehen, und sie ermahnt sie daher:

Wer nicht nachdenkt, erhält keine Grundsätze; wer deren keine hat, lebt ein bloßes Pflanzenleben, und wem dieses zutheil wird, der ist lebendig todt.

So wie sie die Männer ungeniert kritisiert, so greift sie auch die Frauen recht robust an und erklärt ohne Umschweife:

Margaret aus London

Eine amerikanische „Marie-Louise"

Langsam wird man der vielen Kriegsfilme etwas müde, müde der pulvergeschwärzten Helden und stürzenden Kulissenmauern, der Schlußbilder mit Ausblick ins Licht und in eine bessere Zukunft. Denn die kurzen Wochenschauen bergen in knappster Form mehr Elend und Vernichtung, als der raffinierteste Regisseur hervorzaubern kann, und die erschöpften Gesichter von Soldaten und Flüchtlingen sprechen eindringlicher in unser Gewissen als der beste Schauspieler es vermag. Der Filmheld wird meist sein Leben retten oder einen ergreifenden Heldentod sterben — aber wie wird es dem jungen Tankführer ergehen, der während der Wochenschau an uns vorbeifährt und eine lustige Grimasse in die Kamera hineinschneidet, oder der ausgebombten Mutter mit einem schlafenden Kind auf dem Schoß? Zwischen Zukunftshoffnung und Heldentod gibt es unendlich viele Schicksale, die der Krieg umgebogen und verbogen hat, und für die es schwerlich mehr ein happy end im weitesten Sinne des Wortes geben kann.

Der Film „Margaret aus London" ist kein Kriegsfilm im obigen Sinn, sondern befaßt sich mit den Schicksalen, an denen der Krieg am meisten gesündigt hat, und leitet damit in eines der wichtigsten Nachkriegsprobleme hinein,

die Sorge um die Kriegswaisen:

Ein junger, amerikanischer Journalist weilt zur Zeit des deutschen Blitzkrieges in London. Auf der Suche nach interessantem Stoff für seine Artikel entdeckt er ein Heim für Kriegswaisen, wo er Peter und Margaret kennenlernt. Es gelingt ihm, die beiden mit sich nach Amerika zu nehmen, wo seine Frau die ganze Gesellschaft liebreich aufnimmt.

Die große Not der Kriegskinder, die freudlos eine geschenkte Puppe betrachten, mit einem mechanischen „danke" einen Baukasten entgegennehmen und beim Ertönen der Sirenen schreckhaft zusammenfahren, kommt in diesem Film sehr eindrücklich zur Geltung. Und auch das Verlagen der Ermachsenen, die hilflos vor den verschlossenen kleinen Wesen stehen und den Weg zu ihren Herzen nicht finden können. In dem Heim, das der Journalist Davies besucht, fällt ihm vor allem die Ruhe auf — wie „ettitete kleine Erwachsene bewegen sich die Kinder, sprechen kaum, und viele halten ein armseliges Spielzeug, das sie aus den Trümmern ihres Hauses hieher begleitet hat, wie einen Talisman umklammert. Es sind Kinder, die nicht mehr lachen und nicht mehr weinen können — einer der erschütterndsten Momente ist wohl der, wo die kleine Margaret von ihrer oberflächlichen und geschwätzigen Pflegemama ins Heim gezracht wird und am Herzen der liebevollen Leiterin nach Wochen wieder weinen kann. Dieses Weinen ist qualvoll und unkindlich, ein Wimmern und Schreien, in dem das ganze erlebte Grauen zum Ausdruck kommt, und das so plötzlich verstummt, wie es begonnen hat.

Die Erziehung dieser Kinder braucht eine unendliche Liebe und Geduld, Davies droht sogar beinahe zu einem „jumping jack", einem Hampelmann in des Kindes Fingern zu werden, weil er seinen Launen allzu willig nachgibt. Doch seltsam: mit seiner wiederkehrenden Strenge erlangt er auch die Liebe Margarets wieder. — Dieses Eingehen auf das Kind ist sehr amerikanisch, und amerikanisch auch die Art und Weise, nach der ein Kind taxiert wird. Davies kann anfänglich nur ein Kind mitnehmen und steht vor einem qualvollen Entschluß: Peter oder Margaret? Um die Wahl zu erleichtern, nimmt die Leiterin des Heimes mit den beiden eine Intelligenzprüfung vor, und es ist beklemmend, die Kinder nun spielerisch mit Karten und Hölzchen hantieren zu sehen, unbefangen so ihr Schicksal entscheidend. Der Film vermag natürlich all die Erziehungsprobleme nur anzutönen, weil sie das breite Publikum nicht interessieren, dem dafür zum Aufatmen ein paar drollige Szenen zwischen dem Journalisten und den Kindern serviert werden.

Wie gesagt, es ist eine amerikanische „Marie-Louise", und daher entläßt der Film den Besucher in dem Glauben, daß alles in Ordnung sei, wenn die Kinder in das noch strahlend erleuchtete New York („Weihnacht, Weihnacht!" jubeln sie, die an die nächtliche Verdunkelung Londons gewohnt sind) einfahren und die Liebe ihrer Pflegeeltern sie umfängt. Der kritische, schweizerische Kinobesucher aber sagt sich, daß hier eine glückliche Einzellösung gezeigt wurde, die sich nicht für alle elternlosen und seelisch leidenden Kinder finden kann, und daß hier noch eine große Aufgabe auf uns wartet.

uhu.

Basler Künstlerinnen

Im Herzen der Stadt hat Basel seinen Künstlern ein Ausstellungslokal, das „Fälkli" zur Verfügung gestellt. Gegenwärtig sind Frauen dort zu Gast. 30 Malerinnen und Bildhauerinnen stellen in übersichtlicher Weise je zwei bis drei ihrer Werke aus. Es sind rundwegs gute Leistungen, und, obwohl die meisten in der Themawahl und der Darstellungsart der Tradition verhaftet sind, treten doch verschiedene Nuancen hervor, Temperamentsunterschiede, Stilunterschiede. Wagnisse, die in ein gelebtes Leben vorstoßen, sind leider keine vorhanden. Maly Blumer könnte man wohl in der Weiterentwicklung dorthin streben sehen. Louise Weitnauer beweist mit dem Harlequin in der farblichen auch eine geistige Synthese. Ein neuer Klang, Hinweis auf unsere Zeit?, finden wir bei Marie Loß, die mit kargen Mitteln im Feldblumenstrauß die Kraft, sich durchzusetzen, zeigt. Im Gegensatz davon ist Elisabeth Bohny von ihren sonst gut gebauten Vorstädten zu traditionellen Blumenbildern übergegangen. Dora Kappeler und Gertrud Schwabe bewähren sich in phantasievollen, sauber gemalten Stilleben. Esther Mangold hat mit zarten Farben ein besonders schönes Doppelbildnis „Mutter-Kind" geschaffen. Selma Siebenmann geht den modernen Weg in der Landschaft, und J. His-Miescher sucht die Impression. Eine Ueberraschung in diesem Saal scheint uns das kleine Bild „Heuet" von Greta Barth zu sein. Hier ist nicht nur die Synthese einer bestimmten Landschaft, die hügelige Wellenform, sondern auch das kosmische Geschehen eingefangen in der schwarzen Wand des Himmels, aus der Wind und Regenwellen brechen werden und die beiden Menschen im gelben Mittelpunkt zu starken Bewegungen veranlassen. Im nächsten Saal treffen wir Marie La Roches bekannte Radierungen, von Gustava Iselin ein besonders hübsches Kinderbildnis, Valerie Wieland, Helene Rußbaumer, Paula Häberlin, Isabell Siders, Carmen Buri, Hedwig Thoma, Marg. Eppens, um sie alle gerechterweise zu erwähnen, mit erlesenen Arbeiten. Vor Margrit Amman frägt man sich, mann wohl ein Vorstoß zu Neuem kommen wird? Denn in der Wiederholung liegt Gefahr. Madlen Fix illustriert vermittelst Farbenfeldern kirchliche Handlungen. Diese Darstellung vermag einem noch nicht ganz zu überzeugen, doch freut einem das Wagnis dabei.

Von den Bildhauerinnen ist wohl das Ursprünglichste E. Iselin-Bösch. Sie haut in Stein. Ein kräftiger Frauenkopf ist Blickfang im Schaufenster. Hedwig Frei hat in Gips ein modernes Mädchenbildnis modelliert. Interessant ist die Holzplastik „Spuck", die wir dank dem bewegten Ausdruck in das Reich der Mütter verweisen möchten. Maria Tuch hat Pferde in Sandstein hübsch geformt, und von Isabella Sidler werden besonders die Emailarbeiten in der Vitrine geschätzt.

Künstlerisch gesehen ist es eine erfreuliche Ausstellung. Vom Wirtschaftlichen spricht ein Künstler nicht. Er deutet nur an, daß ihm eigentlich als „qualifiziertes Arbeiter" auch ein Lohn gehören würde. So sind denn im kleinen Durchgang die Bilder für die Verlosung aufgehängt. Ja, die Künstlerinnen gehen, der Zeit entsprechend, noch weiter. Sie sind bereit, anstatt Bargeld, Waren für ihre Leistungen entgegenzunehmen. Damit wollen sie nicht nur sich selber helfen, sondern auch die Kunst dem Volke näher bringen. Möge nun auch unser Volk, das qualifizierte Arbeit zu schätzen gelehrt hat, den Weg zu den Malerinnen und Bildhauerinnen finden, nach dem Wahlspruch: „Kunst ins Haus, Kitsch heraus."

gtr.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, 30. April, 17 Uhr: Literarische Sektion. Zu Karl Spittelers 100. Geburtstag. Professor R. Faesi spricht über Spittelers Eigenart und Bedeutung. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der „Hausfrauenstunde" werden Montag, den 30. April, um 13.40 Uhr die Themen „Die Pflege des Waschseiles" — „Vom Ursprung der Seife" — „Spezialrezepte für die „Fleckenbehandlung" erörtert. Im Mittelpunkt der um 17.15 Uhr beginnenden Sendung „Den Frauen gewidmet", stehen die Vorträge „Frauenkleidung und Sitzgelegenheit" von Elsbeth Gempeler und „Gebrauchsmöbel: der Stuhl" von Lucy Sandreuter. Mittwoch, den 2. Mai, um 13.40 Uhr, sprechen Frau A. Maurer über „Wie arbeitet die Prüfstelle des Schweizerischen Hausfrauen-Verbandes?" und Frau A. Greffe über „Unser Balkon". Gleichen Tags um 17.15 Uhr steht „Die Viertelstunde für die junge Mutter" auf dem Programm. Marie von Greyerz berichtet über „Das einzige Kind". Die Themen, die Donnerstag, den 3. Mai, um 13.40 Uhr, Inhalt der Sendung „Rotie-s und probiers" bilden, lauten: „Angebrannte Speisen" — „Warum scheidet die Milch?" — „Strickmuster, die sich nicht dehnen" — „Das neue Rezept" — „Phlodendron und Gummibaum" — „Der Bücherschrank". Die „Frauenstunde", die Freitag, den 4. Mai, um 17.15 Uhr zu vernehmen sein wird, steht unter dem Titel „Von Bildern und ihrer Wirkung". Schließlich werden in der Sendung für die alleinstehende Frau", Samstag, den 5. Mai, um 17.15 Uhr, die Kapitel „Glück des Alleinseins" und Berufswechsel" behandelt.

Redaktion

Dr. Iris Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telephon 24 50 80, wenn keine Antwort 24 17 40.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).